

# Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(20. Fortsetzung.)

„Nein! Du sie lieber nicht!“ Hanna sprach überstürzt, sie sah da wie mit Blut überglommen. Sie kannte Ellys Mienspieler zu gut! Dies Spitzbubenlächeln, diese übermütig blühenden Augen verriethen ihr deutlich genug, welcher Art die Frage war, die jene hatte thun wollen.

„Kleines Unschuldsälmmchen du! Na gut, ich bin schon still, spar' mir's für später auf, als Frau eines Künstlers wirst du's schon lernen, über künstlerische Fragen freier zu verhandeln! Weib's denn dabei, daß du so bald heiratest?“

„Ja — in vier bis fünf Wochen — Willst du nicht?“

„Du Glückliche! Du Beneidenswerthe!“ Elly war ganz aufgeregter, ganz entzückter. „Ich gönne dir's ja, aber ich möcht's halt ebenso haben! Willst du nicht?“

„Willst du nicht?“ Elly war ganz aufgeregter, ganz entzückter. „Ich gönne dir's ja, aber ich möcht's halt ebenso haben! Willst du nicht?“

„Ja, du hast klug reden! Rudi sagt, das ist gar nichts Neues, nicht Fleisch, nicht Fleisch — und ich muß ihm bestimmen! Gehst ihr gleich auf Reisen, wenn ihr getraut seid?“

„Nein! Willfried möcht' noch in München bleiben vorläufig und arbeiten — wie lange, das kann er selbst noch nicht sagen. Das Atelier behält er, aber eine Wohnung mieteten wir uns nicht — wir bleiben einstweilen im Hotel oder in chambre garnie.“

„Scheußlich!“ erklärte Elly im Ton aufrichtiger Entrüstung. „Ich würd' es meinem Rudi gewaltig übelnehmen, wenn er mit mir so etwas kommen möchte. Na, er wird sich hüten, er weiß, wie ich denke! Für junge Eheleute gibt's doch nichts Hübscheres, als sich das eigene Nestchen selbst zu bauen und nach eigenem Geschmack und Gefallen einzurichten. Was sagen denn deine Eltern dazu?“

„Die sind ganz deiner Ansicht; es gefällt ihnen ganz und gar nicht!“

„Und du selbst? Hast du nicht dein Weib eingelegt? Du hast doch als künftige junge Frau ebenfootel in dieser Sache dreinzureden wie er... mehr sogar!“

Hanna senkte ein wenig das dunkle Köpfchen. „Ich bin still gewesen. Wie er es bestimmt, so soll es geschehen!“

„Na, hör mal, du verbohrt' deinen Professor aber nicht schlecht! Siehst du ja recht mit Absicht den richtigen Bassa und Despoten heran! Das thut nicht gut, denk' du an mein Wort! Der Rudi hat zu tanzen wie ich pfeif — Punktum!“

Die kleine silberne Standuhr auf Hannas Kamminsim schlug mit feinem Ton die erste Stunde.

Elly sprang auf wie von einer Feder emporgeschmetzt. „Elf! Und um die Zeit sollte ich spätestens schon zu Hause sein! Na, Dntel Arthur wird schön scheitern, daß ich seinen Wagen so lange warten lasse! Dabei muß ich es doch um Gottes willen nicht mit ihm verderben, muß mich um ihn herum biegen und schmiegen wie ein Ohrhörnchen. Gute Nacht, mein süßes Hanna-Schnederl du! Ich hab' dir lange nicht genug von meinem Rudi vorzählt! Das heißt... ich könnt' hier sitzen und erzählen bis an den hellen Morgen — du würdest doch nicht, was für ein entzückendes Geschöpf er ist! Das weiß bloß ich ganz allein!“

Damit puzte die glückliche Braut Hanna neidisch am Ohrschlappen, umarmte sie stürmisch und wirbelte aus der Thür.

Hanna stand und lauschte bis der Wagen fortfuhr, bis das letzte Räberollen verhallt war. Sie stand auch dann noch in derselben Haltung, als leuchte sie immer noch. Ein Lächeln ging in ihren Augen auf, erlosch aber schnell wieder und machte dem gewöhnlichen träumerischen Ernst Raum. — Diese kleine, kindische Elly, was sie alles für Zeug geschwätzt hatte! Und diese Vergleiche zwischen ihrem Rudi und Willfried Cotta — wie sie thöricht waren!

Nur... ein Stachel — ein ganz kleiner Stachel war von diesen thörichten Reden und Vergleichen doch in Hanna zurückgeblieben! Diese offensibare Belustigung, dieser Hohn, als Elly erfahren hatte, daß die Freundin mit ihrem Verlobten über Archäologie und Kunstgeschichten redete! Hätte sie, Hanna, das doch lieber für sich behalten! Und dann: Klüffe und zärtliche Metria, das gehört zu einem richtigen Brautpaar! So hatte Elly gesagt — und Hanna, wenn sie ehelich sein wollte, hatte sich das bis vor einiger Zeit ebenfalls so gedacht! Sie wollte Willfried nicht anders haben als er war, o gewiß nicht! Sie liebte ihn grenzenlos, jeder Schlag ihres Herzens, jeder Gedanke gehörte ihm, und wäre er ihr willkürlicher Sklave geworden, wie Ellys Brautigam der Sklave

seiner kleinen, eigensinnigen Braut war — wahrlich, sie wäre an ihm irre geworden, hätte ihn nicht zu nehmen verstanden. — Da war nur bisher eine Stimme in ihr gewesen, leise, kaum vernehmbar, jedesmal von ihr rasch und unwillig zur Ruhe verwiesen... die erhob sich jetzt, als Elly von ihr gegangen war, lauter, dreister:

„Du hast den größten Wunsch deines bisherigen Lebens erreicht, viel leichter, viel rascher, als du es gehofft geburft! Der Mann, zu dem du aufgeschaut hast wie zu einem Gott, hat dich, das „herrenlose Gut“, an sein Herz genommen, als sein Eigentum. Du darfst stolz und glücklich sein, zahllose Frauen werden dich beneiden, daß er dich — eben dich — die du weder berückende Schönheit, noch Reichthum oder Rang und Stand in die Wagchale zu werfen hattest, vor allen anderen erwählte! Er ist gütig zu dir, er hat dich lieb, läßt dich theilnehmen an seinem Wissen, seinem Schaffen, er schmückt dich und verwöhnt dich... aber... aber...“

und hier fiel Hanna wie haltlos und machtlos auf den nächsten Stuhl nieder und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen, als blende sie ein zu grelles Licht — aber liebte er dich auch, wie ein heiß und tief empfindender Mann das Weib seines Herzens liebt?“

16.

Die Verlobung des berühmten Bildhauers Cotta mit einem jungen Mädchen, Hanna Piotrowsky aus München, das niemand kannte, von dem niemand etwas wußte, hatte nicht nur in den römischen Künstlerkreisen, sie hatte auch sonst überall großes Aufsehen erregt. Zahllose Briefe, Karten, Telegramme liefen als Antwort auf die Verlobungsanzeigen ein — in allen Sprachen fast mehr oder minder deutlich das äußerste Erstaunen sowie die Frage aus: wie muß das weibliche Wesen beschaffen sein, das einen Mann wie Willfried Cotta erobert, das ihn, den Ehescheuen, zur Verlobung und Heirat gebracht hat?

Frau Kitly Cotta, die eigene Schwägerin des in Rede stehenden, legte sich diese Frage gleichfalls vor, zum so and so vielen Male, denn die Verlobungsanzeigen des vielbesprochenen Paares war beendet, die Hochzeit stand unmittelbar bevor.

Frau Kitly hatte Hanna Piotrowsky während der kaum achtwöchentlichen Verlobungszeit sehr oft gesehen, sie hatte sich mit ganzer Seele daran bemüht, ihr näher zu kommen, ein gutes, schweherliches Verhältnis zwischen sich und der jungen Schwägerin anzubahnen, und eigentlich vor ihr das gelungen. Hanna hatte sich sehr dankbar für so viel freundliches Entgegenkommen bewiesen, sie nannte Frau Kitly du, küßte sie beim Kommen und Gehen, war in der Häuslichkeit des Schwagers wie zu Hause, liebte die beiden kleinen Buben zärtlich und konnte heiter und angerect mit der jungen Frau von hundert Dingen plaudern, die diese selbst angingen oder die von allgemeinem Interesse waren.

Damit war indessen auch alles gesagt. Von Hannas eigenem Innenleben, ihrem Fühlen und Denken erfuhr Frau Kitly so gut wie nichts, und gerade darum war es ihr hauptsächlich zu thun. Die warmherzige und lebenswürdige Frau konnte nicht umhin, Hanna sehr hübsch, sympathisch und intelligent zu finden... das war gut und schön und genügte ihr selbst vollauf. Für ihr Leben gern aber hätte sie herausgebracht, wo für einen Mann, wie ihr Schwager Willfried, die große Anziehungskraft lag, die ihn gerade diesem Mädchen gegenüber Lis zu Verlobung und Heirat getrieben hatte... und eben die konnte sie nicht finden.

Sie wußte nun freilich, daß Liebe überhaupt sich nicht definieren läßt, und wäre sie fest davon überzeugt gewesen, die junge, reizende Hanna habe in ihrem Schwager eine große Leidenschaft entfesselt, deren sie ihm wohl für fähig hielt, so hätte sie alles weitere Grübeln über diese so interessante Paar ohne weiteres aufgegeben. Von dieser großen Leidenschaft aber merkte Frau Kitly nicht das mindeste, und doch wußte sie: wäre sie überhaupt vorhanden, so hätte sie sie merken müssen, denn ein so heißes und starkes Empfinden läßt sich nicht unterdrücken, zumal nicht bei einem Mann wie Cotta, der gewöhnt war, jeder seiner Regungen ungehindert nachzugeben. Welchen Sinn hätte auch dies gewalttätige Unterdrücken gehabt, da Hanna doch seine Braut war?

Aus all diesem Sinnen und Grübeln, das sie nun einmal nicht lassen konnte, so wenig es ihr auch half, ward Frau Kitly durch eine sehr wichtige Begebenheit herausgerissen: das neue Kleid, das sie sich zur Hochzeitfeier in einem der elegantesten Konfektionsgeschäfte Münchens hatte anfertigen lassen, wurde abgeliefert.

Eine halbe Stunde später stand sie mit ihrem Gatten davor und faunte die weißseidene, silbergestickte Pracht an.

„Siehst du,“ bemerkte Richard Cotta wohlgefällig, „unserem kann sich auch was leisten, hat auch Geschmack! Ich hab' die dreihundert Mark für dies dein Staatsgewand mit wahrer Nonne aus meinem Portemonnaie hervorgeholt, schon weil ich hoffe, forlan nicht immer wieder den Ausspruch von dir hören zu müssen: „Solch künstlerisch seinen Geschmack wie Willfried hat doch kein anderer! Wenn man wissen will, was schön und malerisch und kleidsam ist, darf man nur noch Willfried fragen!“

„Aber, lieber Schwager, wahr ist's doch auch! Die Toiletten, die er für Hanna bestimmt hat, diese „teagovins“ und Gesellschaftsroben, das ist doch etwas einziges! Und ihrer Erscheinung so wunderbar angepaßt, sie sieht in jedem von den Kleidern wie ein Bild zum Malen aus!“

„Schade, daß bei Will's Metier die Toilette so gar keine Rolle spielt!“

„Nun, Didie, du bist frivol! Nein, im Ernst gesprochen, du mußt mir doch zugeben, in diesen Fragen ist Will Autorität. Der einzige Trost der armen Frau Dora Piotrowsky, die so außer sich ist, daß sie keine Möbel und Vorhänge und Teppiche anschaffen darf, sind diese ungewöhnlich stilvollen und entzückenden Kleider für Hanna!“

„Ebenso ungewöhnlich werden auch die Rechnungen sein, die sie dafür bezahlen wird, die können sie in etwas über das Fehlen der übrigen Ausstattungen trösten!“ bemerkte der Baumeister trocken. „Wenn die Auswahl dieser Kleiderpracht wenigstens ihr Wert wäre! Aber nein! Sie darf sich in nichts mischen! Will bestimmt jedes Detail an den Gewändern seiner Braut, und Piotrowsky's genießen nur den Vorzug, zahlen zu dürfen!“

„Die armen Menschen! Sie müssen das einzige Kind hergeben und haben nicht mal die Freude, ihm die eigene Häuslichkeit herrichten zu dürfen! Ich weiß nicht... mir will scheinen, als könnten sich Piotrowsky's gar nicht recht freuen über Hannas Glück!“

„Ja, kleines Weibchen, das bleibt doch auch noch abzuwarten! Eine Heirat ist allemal ein Griff in den Glücksscheiter... mögen beide Beteiligten noch so vorzüglich und ebel sein und einander noch so heiß lieben — sie können dennoch eine Mißhe ziele! Nicht jedoch at so glückliche Hand, wie ich sie habe!“ Herr Richard Cotta zog mit eben dieser „glücklichen Hand“ seine Kitly fest an sich. „Nun noch in diesem speziellen Fall! Will ist Künstlernatur bis in die Fingerspitzen hinein, inausführlich durch und durch, keine Spur Philtister, von bürgerlichen Moralbegriffen nicht im mindesten angekränelt. Dum eist, wie lieb ich den alten Kerl hab' — nächst dir und den Bubis am liebsten von allen Menschen — wie viel ich von ihm halte... aber ob ich ihn mit Vergnügen heirathen würde, wenn ich 'n Frauenzimmer wär“, das weiß ich nicht! Leute wie er sollten allein bleiben, die nehmen es, fürchte ich, mit der ehelichen Treue nicht allzu genau und können sich feminini generis nur in wechselnden Exemplaren denken... das ist dann für die betreffende Gattin, wenn sie nicht zufällig die gleiche Auffassung hat, eine böse Sache. Ich war ganz zufrieden in dem Gedanken, daß Will Junggefell bleiben würde, sogar du hattest dich, wüßtest du, kleiner Ehepaar, der du bist, halbwegs in diese Thatsache hineingefunden... und nun...“

„Ja, Did, du hast doch aber Hanna sehr gern!“

„Eben weil ich sie gern hab', kann ich um ihr Schicksal an Will's Seite nicht ganz unbeteiligt sein. Sie ist jung, sie weiß wenig oder nichts vom Leben, ohne nicht von den Verführungen eines Künstlers und liebt ihren Zukünftigen anbetungsvoll. Aus all diesen Ingebiensgen kann uns der Teufel 'n schöne Suppe zusammenbrauen, wenn das Unglück es will, daß unserm modernen Mittelangelo ein hübsches Modell über'n Weg läuft!“

„Ach, Didie! Du meinst wirklich, er könnte auch als verheirateter Mann —“

„Er nimmt Emotion und Vergnügen, gleichviel woher es ihm kommt, irrupellos, da lehr' du mich meinen Will kennen! Ich wolle mich herzlich freuen, wenn ich mich irrite... aber allzu viel Glück für die süße, kleine Hanna schaut mir bei der Sache nicht heraus!“

„Wenn ich nur wüßte...“ fing Frau Kitly mit sehr nachdenklicher Miene an, „ich will dich jetzt was fragen, was dir gewiß entsetzlich dumm erscheinen wird, Didie-Mann! Sey' dich mal daüber und hör' mir zu — nein, nein, du brauchst mich dazu gar nicht auf den Schoß zu nehmen, es geht auch so sehr gut, und dies ist eine ernste Angelegenheit!“

„Wenn ich dich auf meinem Schoß sitzen haben will, so ist mir das entschieden auch eine ernste Angelegenheit!“

„Reinnetwegen also! Hab' deinen Willen! Du weißt, ich hab' mir oft schon meine Gedanken gemacht, ob der Will die Hanna auch richtig liebt — nicht bloß sehr gern hat, sondern, verstehtst du, so liebt, wie ein Mann sein künftiges Weib in meinen Augen lieben muß!“

„Beispielweise so, wie ich dich liebte, als wir uns heiratheten!“

„Lieber, goldiger Did! Nun ja, ungefähr in der Weise! Aber es handelt sich ja nicht um uns! Wenn ich Will und Hanna beisammen seh' und seine Art, mit ihr umzugehen, dann hab' ich immer an meinen ältesten Bruder Georg denken müssen! Du erinnerst dich an Georg?“

„Wie sollte ich nicht, Mäuslein? Es war ja auf unserer Hochzeit!“

„Aber du hast ihn so flüchtig kennen gelernt, und er lebte schon lange nicht mehr im Elternhause, als du ihn sahst! Früher aber... du weißt, meine guten Eltern hatten die drei Söhne und dann kam eine ganze Zeilang gar nichts — und dann mit einem Mal kam ich! Sellen hat noch die Geburt eines Mädels in einer Familie mehr Furor gemacht! Mein Vater hatte sich immer eine Tochter gewünscht, er hat diese Freudenthränen geweint, als ich erschien — die Mutter, die Brüder, alles ist aus dem Häuschen gewesen vor Glück! Aber am rärlichsten hat sich der Georg angeheißelt, der damals schon über zwölf Jahre alt gewesen ist! Wie der mich geliebt und verwöhnt hat... rührend ist mir's heute noch, daran zu denken! Ich mit mir herumgeschleppt, mir jeden Wunsch erfüllt, eine himmlische Gebuld mit mir kindischer Krabbe gehabt... so gut, nein... so gut, gar nicht zum Vergessen! Und siehst du — den Blick und den Ton, den der Georg gegen mich gehabt, und die Manier, wie er mich gebärgelt hat, die find' ich akkurat beim Will gegen Hanna wieder, obgleich er sonst kein Sprüchlein Kehnliches von Georg hat! Aber so die Augen, wenn er sie anschaut, die Stimme, wenn er zu ihr redet... aber, versteh' mich, wie ich's meine, Didie: immer wie ein liebevoller Bruder, der sein hübsches Schwesterchen verzieht... nie aber wie ein richtiger Prätigam! Du sagst doch selbst — und ich glaub' es ja auch — dein Bruder, der hat den Teufel im Leib, der hat Leidenschaft für zehn zu vergeben! Für Hanna aber, so hübsch und lieb sie ist, hat er keine... und darum hab' ich dich fragen wollen, wenn du mir's sagen kannst: warum eigentlich hat er sich mit ihr verlobt und warum will er sie heirathen — er, dem es um die Ehe an sich wahrlich nicht zu thun war, er, der gegen das Heirathen eine Art von „horror“ gehabt hat? Sag' mir noch nichts, hor' noch diese eine! Daß der Will die ganze Sache heillos rasch vom Zaun gebrochen hat, das haben mir alle gesagt! Raum hatte er das Mädel zwei-, dreimal gesehen, da war die Verlobung fertig! Neulich war die Elly Kabe hier, Abends, ihr Herren rauchtet eure Cigarette in deinem Zimmer, wir drei saßen und schwätzten uns ein. Ich mach' mir nicht viel aus der Elly, aber sie ist jetzt so felig und so verliebt, sie redet das Blaue vom Himmel herunter. Und da ich frägt sie an, mich zu fragen, da ich doch solch glückliche Frau bin, ob mir das nicht auch so besonders süß wär', mit dir alles haarlein zurückzubedenken... wie alles gekommen sei, und wie und wann bei dir die Liebe begonnen hätte. Ihr Rudi und sie könnten sich gar nicht genug thun in solchen Erinnerungen — wann er es gemerkt hätte und wann sie... und wie sie ihm in dem Kleid gefallen hätte, und wie er dies und jenes, was sie gesagt oder gethan, nicht wieder hätte vergesse'n können. Natürlich, ich bestärkte ihr das, denn ich weiß noch zu gut, wie wir beide, du und ich, als Brautleute auch endlos in solchen Erinnerungen schwelgten. Und meine arme Hanna, die sah dabei als Dritte im Bunde, bald blaß und bald roth, und sprach kein einziges Wort. Wie sollte sie auch? Sie hat das allmähliche Erloachen und Keimen von Will's Liebe nicht gesehen, er hat es gar nicht dazu kommen lassen! Er gibt sicher 'ne ganze Menge Mädels, die so etwas nicht weiter entbehren — sie sind verlobt und sind glücklich — Punktum! Aber zu denen gehört die Hanna nicht — die ist ganz Liebe, geht nur in dem Gesiebten auf und nimmt jede Kleinigkeit, die ihn betrifft, wichtig! Will aber hat sich selbst und ihre Zeit gelassen, die bräutlichen Gefühle zum Ausreifen zu bringen... warum, das mag Gott wissen! Aus übergroßer Verliebtheit oder aus Angst, es könnte ihm jemand Hanna wegnehmen, ist es nicht geschehen, so viel steht fest! Und das fühlt das Mädel heraus, glaub' du mir, denn sie hat ein feines, empfindliches Seelen, und, gleich mir, wird sie sich ebenfalls fragen: warum hat er eigentlich so rasch um mich geworben? Warum überhaupt?“

Atthemlos schweig die kleine Frau nach dieser langen Rede und schaute ihrem Mann scharf ins Gesicht. Und da gewahrte sie in diesem Lieben und vertrauten Gesicht, das sie seit Jahren so gut „auswendig“ kannte, einen Zug, den sie, zu ihrem großen inneren Befremden, in der letzten Zeit des öfteren darin entdeckt hatte — einen Zug offener Verlegenheit — den Ausdruck eines Empfindens, das sich gern äußern möchte, aber aus irgend welchen gewichtigen Gründen nicht äußern darf.

„Richard!“ Sie sprang von den Knien ihres Mannes herab, befreite sich hastig von seinen Armen, die sie umsonst mühten, sie festzuhalten, und stellte sich kerzengerade vor ihn hin. Weißaußig: sie nannte ihren Gatten nur dann „Richard“, wenn es sich für sie um eine besonders ernste Angelegenheit handelte; in allen sonstigen Fällen hieß er unweigerlich „Did“.

„Richard! Was ist das für ein Gesicht! Wie siehst du aus! Nein, bitte, sei so gut und rüd' mir nicht aus! Das würde dir nichts helfen, ich rücte dir einfach nach!“

„Ja, aber, mein süßes, gutes Kitly-Schägel —“

„Ach, wolle mich nur nicht mit Schmeicheleien fangen! Hilft dir gar nichts! Du siehst aus, als — als hättest du — ja, als hättest du ein Geheimniß vor mir — vor deiner Frau — ein Geheimniß, zum erstenmal, seitdem wir verheiratet sind! Richard! Wenn ich das an dir erleben muß... wie ich das tragen soll...“

„Aber, Weibchen! Liebes — kleines — du mein bestes — schönstes —“

Der Baumeister war auch seinerseits emporgesprungen, er nahm seine kleine Frau fest in den Arm und küßte sie zärtlich. Es war ihm höchst unbehaglich zu Muthe. Natürlich hatte er ein Geheimniß vor seiner Frau, und da es das erste ernste war, das sich nicht um Geburtstagsgeschenke oder sonstige harmlose Ueberraschungen drehte, so beunruhigte es ihn bedeutend.

(Fortsetzung folgt.)

**Kriegszeiten.**

Heiß und dumpf war es in der kleinen Kellerrwohnung. Ein Lichtstump in der Flasche auf dem Tisch beleuchtete die armenleiche Einrichtung: in jeder Ecke ein Bett, in der Mitte ein Tisch und zwei Stühle. An die Scheiben schlug ein kalter Regen. Von Zeit zu Zeit hörte man den Schritt eines nach Hause eilenden Menschen; dann war es wieder still.

Auf dem einen Bette in der dunkelsten Ecke lag eine schwarze Mäse; man erkannte die Umrisse einer männlichen Gestalt. „Manja, Manja,“ ertönte eine heisere Stimme, „hast Du noch etwas Schnaps?“ Die Angeredete erhob sich von ihrem Schemel; sie war hoch von Wuchs, ihre Züge trugen noch die Spuren verblichener Schönheit, jetzt hatte sie tiefe Falten im Gesicht, der Ausdruck ihrer Augen war müde und abgestumpft. „Du bist ja schon betrunken, Student,“ sagte sie mit tonloser Stimme und reichte ihm die halbvolle Flasche. Der „Student“ richtete sich halb auf: die rothen Augen, die schlaffen Züge bekundeten den Gemüthsleidertrinken. „Sieh, Manja, das ist es eben, Kind; ich trinke und bin doch nicht betrunken; und trinke ich noch so viel, es bleibt noch immer eine Lute da oben, und es brennt und bohrt in dem armen Kopf und quält mich mit schredlichen Erinnerungen. Du könnt' ich vergessen, so ruhig einschlafen und niemals wieder erwachen!“ Er nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche.

Die junge Frau setzte sich auf den Rand des Bettes, bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und schluchzte bitterlich. „Sieh, Manja,“ fuhr er fort, „es gab eine Zeit, da habe ich nicht getrunken. Da war ich jung, energisch, da war Lebenslust in dieser Brust, Sehnsucht nach Liebe, Freiheit. So kam ich auf die Universität; zwei Jahre zogen dahin, da zeigten sie mir, was Freiheit war: vier Jahre Festungsarbeit bekam ich. Die Leute sagten, es wäre milde geurtheilt. Und dann die furchtbare Zeit: jeden Tag diese Mauer, dieses Gitter; keine Sonne, kein Frühlings, kein Winter. Kranke, halb wahnsinnig verließ ich den Kerker. Was war mir die Freiheit, wenn ich von ihr keinen Gebrauch machen konnte? So zog ich dahin; kein Mensch nahm mich auf, gar mancher gab mir ein Stück Brot, Arbeit aber konnten sie mir nicht geben, denn keiner wollte es mit der Polizei zu thun haben.“

„So wurde ich Fabrikarbeiter. Und da kam das Trinken. Es gehört zum Handwerk, sagten sie mir; oder: „Der Zar will es ja, daß wir trinken, und der will doch nur das Allerbeste“, sagten sie, indem sie auf die Kornbranntweinbude zeigten. Ein Glas war der Anfang, nun ist es aus. Vor einer Woche kam der letzte Schlag: die Hälfte der Arbeiter wurde entlassen. „Kriegszeiten“, sagte der Prinzipal achselzuckend, „Kriegszeiten“, wiederholten die Arbeiter und trugen ihr letztes in die Branntweinbude.“ Seine Stimme war immer leiser geworden, sie sank zu einem Flüstern hinab; er seufzte auf und nahm einen Schluck.

Ein lautes Schluchzen entrang sich der gequälten Brust der jungen Frau, sie stürzte ihr Haupt auf die Knie und weinte leise. Borige Woche, da war es auch über sie gekommen, wie ein Blick aus heiterem Himmel. „Zwan Petrov“, sagte eines Abends ihr Stubenmädchen, der Schutzmann Ossip, zu ihrem Mann, „hier ist eine Anzeige von der Militärverwaltung — in fünf Tagen mußt Du Dich stellen.“ Wie eine Wahnsinnige hatte sie den Arm des Schutzmannes umklammert: „Sag' es ist nicht wahr, Du scherzest! Es ist ein Irrthum, wie können sie ihn nehmen, er hat ja Weib und Kind?“

„Geseh — Kriegszeiten“, sagte der Alte streng und wandte sich ab, um eine Thräne aus dem Gesicht zu wischen; geftern hatten sie ihm auch seinen Sohn genommen. In einer Nacht war sie gealtert; wie stumpfsinnig machte sie alles zur Abreise ihres Mannes bereit — dann kam der Abschied. Thränen, was haben die, wenn der Zar die Mandatschüre brauchte? Geftern hatte sie ihr letztes Geld ausgegeben — der kleine Isarie nach Misch, das schwarze Brot, in Wasser gerieben, hatte ihm trank gemacht, er hatte hartes Fieber.

Tief aufathmend erhob sie sich, setzte sich an die Wiege und schaukelte sie. Draußen war es ganz dunkel geworden; der Regen trommelte eintönig weiter.

Im Vorhaus ertönten Schritte. Die Thür ging auf. Der dritte Einwohner, der alte Wittich, lehrte von seinem üblichen Spaziergang zurück. Wobon er lebte, wußte kein Mensch. Jeden Tag ging er aus, am Abend erzählte er dann die Stadterneuerungen. Sie hatten ihn gern; er war stets so gut, so herzlich; auch brachte er immer etwas Neues, das erleichterte ihnen

„Gute haben wir gefügt,“ sagte er laut, ein Stück einer Zeitung auf den Tisch werfend. Ein Schluchzen beantwortete seinen Ruf; der Student lachte höhnisch auf und trant den Rest der Flasche aus. „Großer Sieg bei Tsi-tient — find die Namen, heidnisch wie die Einwohner!... Großer Sieg bei Tsentien,“ las der Alte mit erhabenem Stimm, „fünfzehn Japaner gefangen genommen... Kein Laut ertönte. Das Licht fladerte, es begann zu verlöschen, ein Windstoß schlug den Regen an das Fenster. Was waren fünfzehn gefangene Japaner diesen tranken, wunden Herzen? Was waren ihnen tausend gewesen?“

„Höre, Manja, Kind. Du sollst nicht weinen,“ wandte sich der Alte an die junge Frau. „Geben sie Dir den Zwan auch genommen, vielleicht ist es doch zum Besten; Sieh mal hinaus; da regnet es, und gestern war Sonnenschein. So ist es auch im Leben: wäre der Regen nicht da, so wäre uns auch die Sonne nicht so lieb. Thränen und Lachen wechseln im Leben Tag und das schwere Elend.“

Nacht, Sommer und Winter. Sind wir geboren, so ist es zum Besten — wo wäre sonst die göttliche Vorbestimmung? Auch mich hat das Leben nicht verschont: meine Frau, die war jung und schön, die gefiel dem Gutsherrn, er nahm sie mit weg; meine Söhne, die waren groß und stark, die gefielen den Beamten, sie nahmen sie mit weg — in den großen Krieg gegen die Heiden. So war ich allein und verlassen, einsam zog ich in die Welt hinaus, einsam werde ich auch sterben.“ Er seufzte leise, ergriff die Hand der jungen Frau und streichelte sie sanft. „Alles zum Besten,“ wiederholte er leise.

Das Licht war zu Ende gebrannt; noch zweimal fladerte es auf und beleuchtete die vergrämten Züge der jungen Mutter und spiegelte sich in den freundlichen Augen des Alten, dann erlosch es. Das Kind wimmerte leise im Fieberwahn. Finster war es in dem engen, bumpyen Raum, finster in dem Herzen der Einwohner des Kellerrübchens...

E. Hen.

**Steuer-Grübler.**

New York gilt als die Stadt der Millionen und Milliardäre. Wer sich aber, schreibt der Deutsche Correspondent, in den New Yorker Zeitungen veröffentlichten Steuerlisten der Stadt ansieht, der ist sehr enttäuscht über die geringe Zahl der Millionäre in der Metropole am Hudson. Da sind nur acht Personen angegeben, deren persönliches Eigentum in der Höhe von einer Million bis zu fünf Millionen abgesehätzt ist.

Obenan steht Andrew Carnegie, der von seinen 260 Millionen noch fünf Millionen zum Verschweigen hat. Der Petroleum-König J. D. Rockefeller hat sogar nur zweieinhalb Millionen, gerade halb so viel, wie Carnegie, ein persönliches Eigentum zu verzeichnen. F. W. Vanderbilt und Russell Sage folgen mit je zwei Millionen steuerbaren Eigentums; W. A. Vanderbilt, Alice Vanderbilt, Daniel Reid und Sabie Crane White mit einem solchen von je einer Million. Emily Rainey hat \$750,000 und elf weitere New Yorker folgen mit je einer lumpigen halben Million. Also nur 20 Leute in New York, die persönliches Eigentum von einer halben Million bis zu fünf Millionen besitzen.

Pierpont Morgan ist mit nur 400,000 Dollars eingeschätzt, und S. S. Rogers, der Delmann, mit nur 300,000 Dollars. Wo bleibt da die Plutokratie New York's, von der so viel geredet wird? Oder sollen sich die Steuer-Affektionen stark geirrt haben? Aber aber sind die Steuer-DeklARATIONEN der Millionäre zu niedrig gewesen? Die Steuerliste New York's soll in Folge der ungenügenden Zunahmen des persönlichen Eigentums wesentlich höher werden. Im Ganzen betragen die steuerbaren Werte New York's dieses Jahr 206 Millionen Dollars mehr, als letztes Jahr, allein drei Viertel dieser Summe entfallen auf Grundeigentum, das sich nicht verheerlichen läßt, wie der Personalbesitz.

Würden hier zu Lande die steuerkräftigen Leute mit ihrem Besitz voll zur Steuer herangezogen, wie es bei dem kleinen Mann gewöhnlich geschieht, die Steuerliste würde bedeutend fallen, und der kleine Mann würde wesentlich entlastet werden. Die meisten Menschen haben keine Freude an Steuerzahlen, die meisten Grübler aber scheinen sich in der New Yorker Millionärskaste zu befinden.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.

Ein bekannter Astronom hat sich soeben zum fünften Mal verheiratet. Das ewige Sternengut scheint ihn für die Wägen dieser Erde blind gemacht zu haben.